NINA RESINEK

Dich hab ich nicht kommen sehen

Über die Autorin:

Nina Resinek, 1977 in Toronto geboren, hat sieben Jahre als Rechtsanwältin in einer großen Wirtschaftskanzlei in Frankfurt am Main gearbeitet. Nun lebt sie mit ihrem Mann, ihrer Tochter und ein paar erfundenen Haustieren in Siegen. *»Dich hab ich nicht kommen sehen«* ist ihr erster Roman.

NINA RESINEK

DICH hab ich nicht kommen SEHEN

ROMAN

lübbe

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Originalausgabe

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln
Titelillustration: © www.buersosued.de
Umschlaggestaltung: Sandra Taufer, München
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Bembo Std
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-18395-1

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Für Sebastian, Milla
und meine Frankfurter

1

Die ehemalige Nähmaschinenfabrik stand in zweiter Reihe hinter einem achtstöckigen Häuserblock, den Thomas Conrad »Riegel« genannt hatte. Im Sommer konnte man das Fabrikgebäude von der Straße aus wahrscheinlich gar nicht sehen. Es lag zwar ein wenig versetzt und lugte an einer Ecke aus dem Schatten des Riegels hervor, aber dort verbarg es sich hinter einer Handvoll hoher Bäume, die einen Matschweg säumten.

Mari war zweimal an ihrem Haus vorbeigelaufen, obwohl der gelbe Backstein durch die kahlen Äste der Bäume hindurchleuchtete. Sie war vor dem hässlichen Häuserblock stehen geblieben, um auf ihrem Telefon die Wohnungsanzeige zu studieren. Nein, sie hatte die Hausnummer nicht übersehen, es war keine angegeben. Die Anzeige war ohnehin … komisch.

> »Loft in historischer Lage (nahe Todesstreifen und Ostbahnhof) in alter Fabrik (keine Chemie, nur Nähmaschinen), ab sofort zu vermieten von mir selbst, kein Makler, 84 qm, 3. OG Hinterhaus (vorne ist auch nicht besser, da ist der Riegel), überall grünes Milchglas in der Einbauküche, unten pflegeintensiver Dielenboden, oben Kappendecke, an den Seiten geschlämmte Wände, 1.500 Euro kalt. Mit freundlichen Grüßen, Thomas Conrad (tommy@conrad.de)«

Maris Freundin Emma hatte die Anzeige für sie im Internet aufgetrieben und darauf bestanden, dass sie sich sofort nach ihrer Ankunft in Berlin zuallererst mit diesem Vogel treffen würde. »Ich hab da ein gutes Gefühl.«

»Emma, glaub mir, da macht sich ein Zehnjähriger einen Spaß.«

»Welcher Zehnjährige kennt denn Kappendecken und geschlämmte Wände, das ist voll Fachjargon. Und die Fotos sehen super aus, da willst du wohnen!«

»Für 1.500 Euro kalt.«

»Seit wann bist du denn so geizig? Du gibst doch sonst nichts aus, da an deinem Schreibtisch.«

»Wenn das ein Axtmörder ist, bist du schuld.«

Beim dritten Anlauf war Mari auf dem gefrorenen Matschweg zwischen kahlen Winterbäumen zu ihrem Haus vorgedrungen. Im Nachhinein betrachtet war die Wegbeschreibung des Vermieters tatsächlich hilfreicher gewesen als eine Hausnummer. »Direkt um die Ecke von der kaputten Kirche, so halb gegenüber von der Trinkhalle, da wo dieser echt traurige Graffitispruch – ›Liebe ist Scheiße‹ oder so ähnlich – an der Wand steht, und dann neben dem Riegel einfach rechts rein, das verzauberte gelbe Haus.«

Das einzige Problem war der Riegel gewesen, weil Mari an Schokolade oder eine Tür gedacht hatte, obwohl das keinen Sinn ergab. Eine gute Anwältin hätte nachgefragt, doch sie war keine gute Anwältin (fand sie zumindest).

Nun wartete sie. Schon seit einer ganzen Weile. Und fror. Sie fischte ihr Telefon aus der Handtasche und fotografierte die gelbe Fabrikfassade mit den vereinzelten roten Backsteinen, die sich wie Sommersprossen über das Haus verteilten. Zögernd ging sie an den Fahrradständern vorbei durch den tunnelartigen Bogen in den Innenhof. Im Hof stand eine ver-

rostete überdimensionale Nähmaschine, und neben dem Eingang zum Hinterhaus lag ein quadratisches Beet mit graugrünen Pflanzen, die tropisch und verfroren aussahen.

Mari hatte sich ein paar Mal um sich selbst gedreht und die hohen Fenster bewundert, als im Tunnel ein Mann mit roter Wollmütze auftauchte. Er winkte mit einer Thermoskanne.

»Frau Thaler, hallo!« Der Mann zog mit seinen Zähnen einen knallgrünen Handschuh von seiner freien Hand und streckte sie ihr mit einer enthusiastischen Bewegung entgegen. »Thomas Conrad.«

Mari fing im Reflex den Handschuh auf, der ihm beim Sprechen aus dem Mund gefallen war. Gleichzeitig verdrehte sie ihre linke Hand, um seine Rechte zu schütteln. Sie lachten, und bevor sie etwas sagen konnte, hatte er schon die schwere Metalltür zum Hinterhaus aufgeschlossen.

Er hielt ihr die Tür auf. »Schnell aus der Kälte raus!«

Als sie im Aufzug standen, reichte sie ihm seinen Handschuh. Sie musterte ihn. Er hatte ein rundes, glatt rasiertes Gesicht. Auf den ersten Blick sah er aus wie ein Student, mit seiner ausgebeulten Jeans, der Fleecejacke und dem Rucksack über der Schulter. Doch die feinen Falten um seine Augen verrieten, dass er um einiges älter sein musste als Mari. Vielleicht Mitte vierzig.

Er streifte seine Wollmütze ab, und Mari blinzelte. Thomas Conrads Kopf war vollkommen kahl, weit und breit keine Haare in Sicht. Er bemerkte ihren Blick und fuhr sich unbekümmert mit der Hand über die Glatze.

»Bisschen frisch im Winter«, sagte er fröhlich.

»Ach, die Bäume haben's viel schwerer, so ganz ohne Mütze«, murmelte Mari verlegen.

»Dafür kriegen die im Frühling wieder Blätter.« Er zwinkerte ihr zu. »Bäume! Gut, dass wir drüber sprechen. Keine

Sorge, das Wäldchen kommt weg. Wir machen da eine echte Zufahrt mit Laternen und allem hin. Ein paar Mieterinnen haben sich schon beschwert wegen dem ganzen Grün und der Dunkelheit.«

»Meinen Sie die paar Bäume vor dem Haus? Das ist ja schade.«

»Finde ich auch. Tja, die Angst vorm Wald … Ab wie vielen Bäumen die wohl anfängt?«

Sie waren aus dem Aufzug gestiegen, und er winkte Mari durch die metallene Wohnungstür. Metall. Ideal, um Leute einzusperren, wenn man ein Axtmörder war. Doch Mari hatte keine Angst. Sie freute sich über die Tür. Sie würde die Innenseite wie einen Kühlschrank mit Magneten, Emmas Postkarten, Pizza-Flyern, Kochrezepten, Eintrittskarten und einem Stadtplan von Berlin pflastern. »Deine Wohnung ist deine Visitenkarte.« (Wer hatte das gesagt? Im Zweifel ihre Mutter.)

Der Besucher, der Maris Tür studierte, würde erfahren, dass sie eine verrückte Freundin hatte, die sie mit Postkarten aus unbekannten Orten wie Bangalore, Ouagadougou oder Saskatoon bombardierte, dass sie untreu zwischen vier verschiedenen Pizzaboten rotierte, dass sie entweder eine Angeberin war oder verdammt schwierige Gerichte kochen konnte, dass sie einen unentschlossenen Filmgeschmack hatte und sich nicht gerne verlief. Aufschlussreicher wäre natürlich, was nicht an der Tür hing. Um das zu erkennen, musste der Besucher jedoch entweder mit Mari oder zumindest mit ihrem alten Kühlschrank in der Düsseldorfer Wohnung vertraut sein. Es fehlten zum Beispiel die japanischen Schriftzeichen, die sie sich ihrem Vater zuliebe jahrelang unermüdlich eingeprägt hatte, und die Magnetwörter, aus denen sie verliebte Botschaften wie »You smell so cappuccino« gebastelt hatte. Es fehlten der Kalender mit der Sonne, die Emma mit grünem Filzstift

auf den Geburtstermin gemalt hatte, und die Ultraschallfotos. Fotos im Allgemeinen.

Die Kühlschranktür führte direkt in das riesige Wohnzimmer, es gab keinen Flur. Dennoch war die Bezeichnung »Loft«, die Thomas Conrad in der Wohnungsanzeige verwendet hatte, übertrieben. Das Schlafzimmer war vom Wohnzimmer durch eine Schiebetür abgetrennt, die in der welligen – geschlämmten – Wand verschwinden konnte. Doch das störte Mari nicht, im Gegenteil, zu viel Loft brauchte kein Mensch.

Das Schlafzimmer war der einzige helle Raum in der Wohnung. Mari musste an ein Aquarium denken, weil das Licht von den Fenstern des Hinterhofes reflektierte und an der Kappendecke tanzte wie auf Wasser. Die Kappendecke! Sie wölbte sich in Bögen zwischen den grauen Stahlträgern.

Sämtliche Fenster schauten auf den Innenhof. Während die beiden großen Flügelfenster des Schlafzimmers nach Osten ausgerichtet waren, hatte das Wohnzimmer ausschließlich Nordfenster. Die offene Küche und das Bad, das über die einzige reguläre Tür in der Wohnung verfügte, mussten ganz ohne Außenwelt auskommen.

»Keine Fenster nach außen und kein Balkon«, sagte Mari nach ihrem ersten Rundgang mehr zu sich selbst als zu dem Vermieter.

Er stand in der Küche und schraubte am Kühlschrankgriff herum, aber er hatte sie gehört. »Die Wohnung ist eine dunkle Höhle. Und zu teuer.«

Mari sah ihn erstaunt an. Was war denn das für ein Vermieter? Und dann hörte sie sich sagen: »Eine überteuerte Höhle ist genau das Richtige für mich.«

Thomas Conrad hatte geblümte Teetassen mit Untertassen dabei. Sie saßen auf einer der breiten Fensterbänke im Wohn-

zimmer, köpften (wie er sagte) die Thermoskanne und stießen mit »dem guten Earl Grey von *Fortnum & Mason*« auf den Mietvertrag und das Du an.

»Maaaari ohne e? Echt? Warum?« Bevor Mari antworten konnte, schlug er sich an den Kopf und rief: »Mensch, der Mietvertrag! Den schleppe ich doch eigentlich immer mit, aber dann mussten die Untertassen noch rein und die Keksdose und …«

Mari machte eine wegwerfende Handbewegung. Sie hatte einen warmen Bauch und fühlte sich ausgelassen, zum ersten Mal seit Monaten. Düsseldorf war weit weg.

Tom (wie sie ihn nun nannte) sah sie stirnrunzelnd an. »Du solltest dir vielleicht noch ein paar andere Wohnungen in Berlin angucken. Du bist doch gerade erst angekommen.«

»Sag mal, *willst* du die Wohnung überhaupt vermieten?«, fragte Mari irritiert.

»Doch, du wirkst nur so …« Er zögerte.

»Jung? Pleite? Am Montag fange ich als Babyhai bei *Blair & Crowe* an. Ich kann dir den Arbeitsvertrag zeigen.«

Mari schauderte. Sie hatte wie ihre Mutter geklungen (abgesehen von der Bemerkung mit dem Haifisch).

»Nein, eigentlich wollte ich sagen, du wirkst so … Ich glaube, du brauchst mehr Licht.«

»Oh.« Sie senkte den Blick und starrte angestrengt auf die Teetasse in ihren Händen. Ihr Hals war plötzlich wie zugeschnürt.

Nach einem kurzen betretenen Schweigen knuffte Tom sie mit dem Ellenbogen in die Seite. »Babyhai bei Bär und sowieso?«

Mari musste lächeln und sah auf. »Rechtsanwältin in einer Kanzlei an der Friedrichstraße mit über siebzig Anwälten.«

»Ach so. Berufe und solche Sachen kann ich mir irgendwie

nie merken«, sagte Tom heiter und zog eine Dose mit Vanillekipferln aus seinem Rucksack. Er hielt ihr die Kekse unter die Nase. »Hier. Babyhaifischfutter.«

Sie aßen die ganze Keksdose leer, und jedesmal, wenn Mari ihre Tasse ausgetrunken hatte, rief Tom: »Der Tee muss fließen!«, und schenkte ihr nach. Dabei sprudelte ununterbrochen ein Meer ungefilterter Gedanken aus ihm heraus. Mari fühlte sich nach einer Weile seekrank, doch sie wollte dieses Naturereignis nicht verpassen und hörte aufmerksam zu.

»Mir ist es ein Rätsel, warum sich manche Frauen mit Bartträgern einlassen. Das kratzt doch. Ist dir schon mal aufgefallen, dass die meisten Lkw-Fahrer einen Schnurrbart tragen? Wie Feuerwehrmänner, obwohl die ja super sind. Nicht nur die in New York. Ich habe mal im Sommer vor einem Café in der Bergmannstraße gesessen, da ist direkt neben mir eine Taube in die Fensterscheibe geknallt. Peng! Und dann hat die da so halb bewusstlos auf dem Rücken gelegen und echt fertig ausgesehen. Das war furchtbar.«

Er räusperte sich, und Mari war seltsam gerührt.

»Ich habe die erstmal nicht bewegt, das weiß man ja aus dem Erste-Hilfe-Kurs, dass man den Verletzten bloß nicht bewegen soll. Und wie das mit der stabilen Seitenlage bei Tauben ist, keine Ahnung, wäre mal interessant zu wissen …«

Er zwinkerte ihr zu, aber Mari ahnte, dass er es im Grunde ernst meinte.

»Und was ist dann mit der Taube passiert?«, wollte sie wissen.

»Ich habe die Kellnerin gerufen und ihr im Spaß gesagt, sie soll die 112 anrufen. Das hat die tatsächlich gemacht, und kurz danach ist ein richtiger Feuerwehrwagen mit Leiter und allem drum und dran vor dem Café aufgetaucht. Dann ist ein Feuerwehrmann mit Schnurrbart ausgestiegen, und ich dachte, der schreit mich jetzt an, weil Tauben keine Steuern zahlen und so.«

Mari lachte.

»Aber von wegen!«, fuhr er fort. »Der hat die Taube ganz behutsam mit seinen Handschuhen in so einen Profibehälter geräumt und zu dem Kind am Nebentisch gesagt: ›Die wird schon wieder!‹ Und dann sind die mit Tatütata wieder abgerauscht.«

Bevor sie sich entscheiden konnte, ob sie die Geschichte glauben sollte, fragte Tom: »Hast du eigentlich diesen total traurigen Liebesfilm über die Taube und den Bahnhofslautsprecher gesehen?«

Er wartete nicht auf ihre Antwort. »Vögel sind total unterschätzte Tiere. Die kriegen echt alles mit.«

Mari konnte ihr Glück kaum fassen. Sie war erst seit wenigen Stunden in Berlin, und schon war alles anders. Düsseldorf war wirklich weit weg.

Die Zeit bis zu ihrer Abreise hatte sich endlos hingezogen. Das Warten hatte schon vor drei Monaten im Krankenhaus begonnen. Ihre Mutter und Leaky Condom (Emma war ein Schandmaul und wandelndes Harry-Potter-Lexikon) hatten an ihrem Bett gesessen.

»Gut, dass das an einem Freitag passiert ist«, hatte ihre Mutter gesagt. »Dann kannst du dich übers Wochenende sammeln und am Montag wieder ganz normal zur Arbeit gehen.«

Leaky Condom tippte auf seinem Smartphone herum und fragte geistesabwesend: »Wieso dauert das eigentlich so lange? Wir warten jetzt schon seit einer Stunde auf die OP.«

Mari holte tief Luft. Sie war am Morgen um fünf allein in ihrem Hotelzimmer in London aufgewacht. Sie hatte geblutet, helles Blut. Zwei panische Stunden hatte sie in der überfüllten Notaufnahme gewartet. Dann der Ultraschall und die schlechte Nachricht. Schließlich, nach einigem Hin und Her: »Yes, you

can travel.« Sie hatte sich im Londoner Büro abgemeldet und war zum Flughafen gefahren. Bei der Ausweiskontrolle wurde sie kurz aus ihrer Benommenheit gerissen. »Excuse me, could you please stop crying for a second? I can't see your face.« In Düsseldorf war sie gar nicht erst nach Hause gefahren, sondern direkt ins Krankenhaus. Sie wollte es hinter sich bringen.

Die Stützstrümpfe juckten. Der Zugang schmerzte. Ihre Fruchtblase war leer.

»Die bringen mich frühestens in zwei Stunden in den OP«, sagte Mari zum Kondom.

Er las eine Nachricht auf seinem Smartphone und schien sie nicht zu hören.

»Das Zäpfchen, das in meiner Vagina steckt, muss erstmal drei Stunden wirken, damit der Gebärmutterhals bei der Ausschabung nicht verletzt wird.«

Das Kondom sah sie kurz mit angewidertem Blick an und schaute dann noch konzentrierter auf das leuchtende Display in seiner Hand. Mari hatte plötzlich das dringende Bedürfnis, über Zervixschleim zu reden. *Erzähl irgendwas, Hauptsache Schleim …*

»Und der Zervixschleim muss noch entfernt werden. Das ist so ein gelber Pfropfen.«

Sie und Leaky Condom würden sowieso nie wieder Sex haben.

Kurz darauf war er zurück ins Büro gefahren. Maris Mutter war dageblieben. Sie hatte in ihrem fliegengrünen Chanelkostüm auf dem Stuhl neben ihrem Bett gesessen und ihr Mantra aufgesagt. »Es sollte nicht sein, Mari. Das war zu früh. Nach nur vier Jahren in der Kanzlei. Zum Glück hat man noch keinen Bauch gesehen. Dann hättest du die Partnerschaft in den Wind schreiben können.«

Mari hatte nicht geantwortet. Sie hatte die Augen geschlos-

sen und stumm gewartet, bis der Krankenpfleger sie abholte. (»Nein, Frau Thaler, wieder hinlegen! Wir gehen nicht zu Fuß in den OP, das Bett hat Rollen.«)

Am Montag war sie ins Büro gegangen und hatte gekündigt. Sie hatte alles gekündigt: ihren Job, ihre Wohnung, das undichte Kondom. Sie konnte die Erleichterung der wenigen eingeweihten Personen (Emma ausgeschlossen) nicht ertragen. Eine Woche vor London hatte sein Herz schon geschlagen, als hätte jemand das Licht angeknipst, mitten in Mari. Sie hatte das erste Ultraschallfoto, das laut Emma »eine Riesenverarsche« war, im Portemonnaie mit sich herumgetragen. Man konnte tatsächlich nicht viel erkennen – außer einem dreieckigen Raumschiff, dem afrikanischen Kontinent und manchmal, im richtigen Licht, einen bärtigen alten Mann, den Emma als Fidel Castro identifiziert hatte. Das Bild veränderte sich ständig, als blickte man in die Wolken. Als blickte man in die Zukunft. Ihre neue alte Zukunft wirkte nun blass und verbraucht, und wie konnte sie – Tag und Nacht – für längst überholte Träume schuften?

Mari machte sich keine Illusionen. Der neue Anwaltsjob bei *Blair & Crowe* in Berlin war keine echte Veränderung. Wenn überhaupt, eine Verschlechterung. Das Mutterschiff der Kanzlei lag in New York, der Hauptstadt der perversen Arbeitszeiten. Außerdem hatte sie sich in den letzten vier Jahren ausschließlich mit Patentrecht beschäftigt. Im Gegensatz zu Düsseldorf mit seinen bekannten Patentstreitkammern war Berlin nicht gerade ein Magnet für Patentrechtler. Doch das war es, was sie hierher gelockt hatte. Sie wollte an die Peripherie. Sie wollte am letzten Außenposten sitzen und still und leise ihre Arbeit machen. Je bedeutungsloser, desto besser. Und bloß nichts Unvorhersehbares.

Mari hatte keinen Pioniergeist, sie tat Dinge nicht gern zum ersten Mal. Sie tat Dinge gern zum zweiten (oder zehnten)

Mal. Ihr Appetit war am größten, wenn sie das Restaurant – und am besten auch das Gericht, das sie bestellen würde – schon kannte. Sie reiste am liebsten an Orte, die sie bereits besucht hatte. Wie konnte man sich auf etwas völlig Unbekanntes freuen? Man wusste ja nicht, ob es in dem Frühstücksraum in dem anderen Hotel auch eine Fensterbank mit kleinkriminellen Spatzen und einem einfältigen Eichhörnchen gab.

Sie wollte wissen, was sie erwartete. Lieber im vertrauten Haifischbecken der Großkanzlei am Rand mitschwimmen, als plötzlich als Richterin eine Gerichtsverhandlung leiten zu müssen oder im juristischen Gemischtwarenladen einer Behörde zehn verschiedene Rechtsgebiete zu bearbeiten. Nein, bloß nicht zu viel Veränderung. Nur ein bisschen Unsichtbarkeit in einer Stadt, in der sie niemanden kannte.

Aber nun kannte sie Tom, und Tom war eine Glucke. Sie kauften auf sein Drängen hin noch am selben Tag ein Kopfkissen und eine Matratze, die sie in der U-Bahn transportierten. Er entschuldigte sich, dass er »nichts mit Rädern« habe. Nicht einmal ein Fahrrad. Er ging gerne zu Fuß.

Dann bestand er noch darauf, ihr im Supermarkt um die Ecke einen Kasten Wasser zu kaufen. (»Den kannst du schließlich unmöglich alleine schleppen.«)

Mari schüttelte den Kopf, als sie den Wasserkasten in die Küche stellten. »Dir ist schon klar, dass ich hier alleine wohnen werde? Kommst du jedesmal vorbei, wenn ich einkaufen gehe?«

»Das sollte ich vielleicht. Bis du wieder gesund bist.«

»Wie kommst du darauf, dass ich krank bin?«, fragte Mari verblüfft.

»Du siehst aus wie ein Geist.« Er warf ihr einen entschuldigenden Blick zu. »Ich meine, du bist echt schön … auf eine transparente, irgendwie halbtote Art …«

Sein Gesicht, seine Glatze, alles errötete. Es war, als unterhielte sie sich mit einem ungewöhnlich liebenswürdigen Sechzehnjährigen.

»Ich bin nicht krank. Das ist bloß der Januar.«

Das war nicht gelogen. Sie hatte ja nicht behauptet, gesund zu sein. Nichtkranksein und Gesundsein waren zwei verschiedene Paar Schuhe.

Winkeladvokatische Wortklauberei. Unscharfe Worte waren Maris täglich Brot. Sie lauerten in jeder Norm, jedem Vertrag – ein gemeiner Hinterhalt oder aber das Schlupfloch, die Rettung. In jedem Fall Treibsand, denn sie ließen sich nur mit gleichermaßen vagen Begriffen definieren. Mari konnte sich mit diesem Kontrollverlust nur schwer abfinden. Sie googelte alles. Zwanghaft und sinnlos wie Kaffeetrinken gegen Schlaflosigkeit, aber sie konnte es nicht lassen. (»Freak! Informationsjunkie!«, schimpfte Emma immer.)

Definiere »Gesundheit« … Die Webseite der Weltgesundheitsorganisation lieferte die Antwort. Es handelte sich um einen Zustand vollständigen körperlichen, psychischen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur um das Fehlen von Krankheit oder Gebrechen. Das stand seit dem Jahr 1948 wörtlich und unverändert, quasi in Stein gemeißelt, in der Präambel der Verfassung der WHO. Gesundheit erschöpfte sich also nicht im Nichtkranksein, sondern bedingte umfassendes Wohlbefinden. Gab es nach dieser Definition überhaupt gesunde Menschen? Wie oft kam es vor, dass jemand sich in körperlicher, seelischer und sozialer Hinsicht rundum pudelwohl fühlte? Das klang doch alles verdächtig nach Glück, der Königin der unscharfen Worte.

»Körperliches Wohlbefinden« … Tom hatte recht. Im Vergleich zu den meisten Leuten war Mari mondblass, dürr wie ein Zweig und erschöpft wie eine Schiffbrüchige, die gerade

an Land gespült worden war. Doch was bei anderen Menschen Symptome einer schweren Krankheit sein mochten, war Maris Normalzustand.

Na gut, da war die Sache mit der Maulsperre – das war selbst für ihre Verhältnisse nicht ganz normal gewesen. Eines Morgens, etwa zwei Wochen nach London, war Mari aufgewacht und konnte ihren Mund nicht mehr schließen. Kauen war unmöglich. Tagelang Suppe. Mari hatte im Schlaf ihre Zähne so stark aufeinandergepresst, dass die Gelenkscheibe zwischen ihrem Ober- und Unterkiefer nach vorne gerutscht war und das Kiefergelenk sich entzündet hatte. Sie bekam Antibiotika, eine Knirschschiene und musste acht Wochen lang ihren lädierten Kiefer zur Physiotherapie schleppen. Der Physiotherapeut, ein kräftiger bärtiger Mann, knetete mit seinen dicken hellblauen Gummifingern in ihrem Mund herum. »Lockerlassen, Frau Thaler, ich breche Ihnen nicht den Kiefer. Vertrauen Sie mir, lockerlassen!« Mari ließ nicht locker, und schließlich attestierte er ihr frustriert, dass sie niemals einen butterweichen Kiefer haben würde.

Etwa zur gleichen Zeit begann die Sache mit den Knien. Zuerst tat das linke weh, dann auch das rechte. (Ihr war noch nie vorher aufgefallen, wie niedrig Toilettensitze waren.) Der Orthopäde hatte mit den Achseln gezuckt. Ab ins Fitnessstudio, Muskeln aufbauen. Fitnessstudio? Sie würde sich in Berlin darum kümmern.

Zugegeben, Maris körperliches Wohlbefinden war nicht tausendprozentig intakt. Wohlbefinden setzte Schmerzfreiheit voraus, und davon war sie weit entfernt. Aber sie war nicht krank. Bekanntermaßen schlichen sich die gruseligsten Krankheiten leise und schmerzfrei in den Körper. Schmerzen hingegen konnten völlig in Ordnung sein. Muskelkater. Wehen.

Definiere »Schmerzen« … Noch so ein feiges Amöben-

wort. Maris Freundin Emma hatte zum Beispiel ein geringeres Schmerzempfinden als der vermeintliche Otto Normalbürger. Im Kleinkindalter hatte sie andere Kinder schikaniert. Emmas Repertoire reichte von Finger-in-die-Augen-Piksen über Sand-ins-Gesicht-Werfen, Beißen, Kneifen, Treten, Kratzen bis hin zu erbarmungslosen Faustschlägen. Ihre »soziopathische Phase«, wie Emma sagte. Ein Albtraum für ihre (friedfertigen) Eltern, die von den Familien der Opfer bestenfalls gemieden, jedoch zumeist wüst beschimpft und vom Spielplatz vertrieben wurden.

Glücklicherweise war eine Ergotherapeutin schließlich über Emmas unterdurchschnittliches Schmerzempfinden gestolpert. (»Nullo Schimmer, wie die das herausgefunden hat. Wahrscheinlich mit Elektroschocks.«) Die dreijährige Emma bemerkte es kaum, wenn sie sich das Knie aufschlug, die Finger quetschte, den Arm verdrehte. Ihr gestörtes Sozialverhalten war also weder auf einen üblen Charakter noch auf üble Eltern zurückzuführen, sondern schlicht darauf, dass Emma (wie die meisten Menschen) von sich auf andere schloss. Und sie musste (wie alle Kinder) die erstaunlich sensible Welt anfassen, um Erfahrungen zu machen und lebensnotwendige Synapsen im Gehirn zu bilden. Emma tat anderen weh, um zu lernen. Sie war nicht krank, nur ein bisschen gefährlich. Doch laut WHO setzte Gesundheit neben körperlichem und psychischem auch soziales Wohlbefinden voraus. Demnach war Emma nicht gesund, denn sie hatte keine Freunde. Dieser Zustand war zum Glück nur vorübergehend – dank der kompetenten Ergotherapeutin erlernte sie Mitgefühl wie eine Fremdsprache. (»Nullo Schimmer, wie die das hingekriegt hat. Wahrscheinlich mit Elektroschocks.«)

Trotzdem. Selbst mit Ergowunderheilern und butterweichen Kiefergelenken – irgendetwas fehlte doch immer. »Psy-

chisches Wohlbefinden« … War das nicht ein Mythos, bestenfalls eine Ausnahme, eine Abweichung vom normalen Funktionieren der Seele? Im Laufe eines Lebens wurde die Otto Normalseele ja mit allerlei Zeug bekleckert, und Rotweinflecken gingen bekanntermaßen schwer raus. Es wäre doch mehr als eigenartig, wenn Mari jemals wieder in dem Hotel in London übernachten würde, in dem sie an dem besagten Morgen blutend aufgewacht war. Immerhin gab es in London tausende unschuldige Hotels. Und es war zumindest nachvollziehbar, dass sie den *Gatwick Airport*, wo sie weinend am Gate gesessen hatte, künftig meiden würde. Immerhin fielen ihr auf Anhieb vier andere Londoner Flughäfen ein, auf die sie ohne weiteres ausweichen könnte. Na gut, Karten auf den Tisch: Sie wollte überhaupt nicht mehr, am liebsten nie wieder in ihrem Leben nach London fahren. Immerhin gab es ja genügend andere Städte, auf die sie ausweichen konnte. Berlin zum Beispiel. Genauer, eine Höhle in Berlin.

»Jetzt habe ich ja schon eine Matratze. Dann könnte ich doch meinen Koffer und den Schlafsack aus dem Schließfach am Ostbahnhof holen und direkt hier übernachten, oder? Ich zahle auch sofort Miete.«

Tom kratzte sich am Kopf.

»Das geht nicht«, erwiderte er ungewohnt geschäftsmäßig. »Hier muss noch einiges repariert werden. Und der Dielenboden muss dringend nochmal komplett geölt werden. Das stinkt und muss mindestens einen Tag einziehen. Heute ist Freitag …«

»Das heißt, frühestens Montag findest du jemanden, der das macht.« Mari machte ein enttäuschtes Gesicht. Sie hätte so gern vor ihrem ersten Tag in der Kanzlei in ihren eigenen vier Wänden geschlafen.

»Na ja, ich weiß, ich habe ›ab sofort zu vermieten‹ in die

Anzeige geschrieben«, räumte Tom schuldbewusst ein. Er zögerte kurz. »Ich bin am Wochenende nicht da, aber ich habe da vielleicht jemanden, der das mit den Dielen schon morgen früh machen kann. Dann kannst du am Sonntag die Matratze auf die Fliesen in der Küche legen und in der Wohnung schlafen. Hauptsache, du lüftest gut und lässt den Dielenboden bis Montag in Ruhe.«

Mari war beeindruckt. Er klang auf einmal wie ein Vermieter.

2

Mari übernachtete in einem kleinen Hotel in der Nähe des Märkischen Museums. Sie war zu müde zum Schlafen und schaute die komplette Wiederholung des Bundesliga-Jahresrückblicks auf dem Sportkanal. Niemand außer Mari glotzte in ihrer Familie Sport. Es wurde überhaupt nicht geglotzt. Es war völlig unmöglich, sich Maris Eltern vor dem Fernseher vorzustellen. Maggie Thatcher und Thomas Mann, entspannt in Trainingshose auf dem Sofa, Fernbedienung in der Hand, Chipstüte auf dem Schoß …

Irgendwann als Teenager hatten Mari und Emma angefangen, das Maggie & Mann-Spiel zu spielen. »Stell dir mal vor, Maggie & Mann im Freibad auf der Wasserrutsche!« Maggie & Mann beim Putzen, beim Bungeespringen, beim Kekse-backen, beim Pornogucken, zusammen im Bad beim Zähneputzen und so weiter. Mari konnte sich ihre Eltern tatsächlich nicht beim Zähneputzen vorstellen. Im Gerichtssaal, im Hörsaal, in Tokio, im Theater, im Taxi, im Flugzeug, als Gastgeber, als Redner, als Preisträger, als Namen auf Fachbüchern – ja. Doch nicht bei profanen häuslichen Tätigkeiten. Manchmal bekam Mari noch heute Nachrichten von Emma, in denen nichts weiter stand als »M & M krümeln das Sofa voll« oder »M & M beim Pupsen«.

Nach der langen Fußballnacht unternahm Mari einen Spaziergang durch ihre neue Nachbarschaft. Ihre Höhle gehörte laut Postleitzahl zu Berlin-Mitte, aber auch hier hatte es sie an einen Außenposten verschlagen. Ihr Viertel lag in einer Grauzone zwischen Mitte und Kreuzberg, abseits der Filmkulissen

mit ihren renovierten Altbauten, Biomärkten, Vielleicht-Stars und gestylten Müttern mit Retro-Kinderwagen und Vanilla-Latte-To-Go. Statt internationaler Koffeintempel gab es in Maris Viertel einen Bäcker, der Filterkaffee zum Mitnehmen (ohne Deckel) anbot. Statt asiatischer Feel-Good-Restaurants, in denen man Wellness-Glasnudelsalat mit Koriander und Erdnüssen bestellen konnte, gab es einen China-Imbiss mit zweiundsechzig nahezu identischen Gerichten (in schleimiger brauner Soße) und einer vietnamesischen Bedienung, die Mari nach drei Wochen lächelnd mit den Worten »Nummer neununddreißig extrascharf ohne Tofu?« begrüßen würde.

Der Bäcker und der Chinese waren Teil eines kleinen Geschäftekomplexes, der sich an das Engelbecken anschloss. Mari wusste nicht so recht, was sie mit dem Engelbecken anfangen sollte. Es war zu klein für einen See, zu groß für einen Teich, zu künstlich für ein Biotop und zu natürlich für ein Schwimmbecken. Eine unerwartete Pfütze im Beton, fast vor Maris Haustür. Um das Engelbecken herum gruppierten sich einige moderne Häuser mit Glasfronten. (»Voll der Meerblick!«, würde Emma lästern.) Sie wirkten wie Zeitreisende aus der Zukunft zwischen den Plattenbauten und zerkrümelten Altbauresten, die das übrige Bild dominierten.

Auf der anderen Seite des Beckens lag die »kaputte Kirche«, wie Tom sie genannt hatte. Die Front und die Kupferkuppel der Sankt-Michael-Kirche hatten den Zweiten Weltkrieg zwar weitgehend unversehrt überstanden, aber das Dach des Längsschiffes fehlte, sodass die Reste der roten Backsteinmauern verloren wirkten. Beim ersten Anblick der Ruine hatte Mari der Atem gestockt. Sie hatte eine Schwäche für kaputte Dinge. Statt Bedauern angesichts der Bomben und Brände empfand sie Sehnsucht nach dem Zerstörten, nach seiner gerechtfertigten Nutzlosigkeit.

Sie wanderte in Richtung Kreuzberg und kaufte in einem türkischen Laden an der Oranienstraße seltsame Bagels (»Simit«, das musste sie sich merken) und Obst und Gewürze für ihre neue Küche. Auf dem Rückweg zum Hotel beschloss sie, in dem Supermarkt, den Tom ihr gezeigt hatte, ein paar Grundnahrungsmittel einzukaufen. Sie wusste, wenn sie am Montag erst einmal in der Kanzlei angefangen hatte, würden die Ladenöffnungszeiten plötzlich schrumpfen wie das Tor beim Elfmeterschießen. (Vielleicht sollte sie den Sportkanal für eine Weile meiden.)

Die Mittagssonne stand allein am blauen Himmel, als Mari mit drei Einkaufstüten beladen den Supermarkt verließ. Sie zögerte. Eigentlich hatte sie vorgehabt, ihre Ausbeute ins Hotelzimmer zu bringen. Andererseits. Die Wohnung lag gleich um die Ecke … Ob sie bei strahlendem Sonnenschein weniger wie eine Höhle wirken würde? Hoffentlich nicht. Sie brauchte eine Höhle. Die Schlüssel klapperten schon in ihrer Hosentasche, aber sie hatte Tom versprochen, den Dielenboden bis morgen in Ruhe zu lassen. Und wenn sie einfach nur den Kopf durch die Tür steckte?

Als sie den gelben Innenhof durchquerte, schlug ihr Herz höher. Sie hatte plötzlich zu viel Energie und lief mit ihren schweren Einkaufstüten und schmerzenden Knien das Treppenhaus hinauf. Im dritten Stock angekommen schloss sie schwungvoll die Wohnungstür auf – und knallte dumpf gegen einen Widerstand.

Erschrocken steckte Mari ihren Kopf durch den Türspalt. Unter ihr auf dem Boden hockte ein Mann, dem sie die Metalltür mit voller Wucht ins Kreuz gerammt hatte. Er fluchte und drehte sich zu ihr um.

Mari hatte es vor Schreck die Sprache verschlagen. Nach Toms Angaben hätte der Handwerker längst weg sein müssen.

Der Mann hielt sich den Rücken und richtete sich langsam auf. Er stand nun direkt vor ihr und starrte sie so wütend an, dass sie zurückwich. Für einen lächerlichen Moment fragte sie sich, ob er ein Einbrecher war. Mit seinem schwarzen Dreitagebart, den höchstwahrscheinlich ungewaschenen Haaren und nackten Füßen sah er aus wie ein ziemlich gutaussehender Obdachloser mit wütenden braunen Augen und sauberen Fußnägeln. Er trug ein weißes T-Shirt und eine bis zu den Knien hochgekrempelte graue Trainingshose, die mit trockenen weißen Farbflecken übersät war. Neben seinem Fuß lag ein Tuch, daneben stand eine Flasche Dielenöl.

»Sie … Sie sind der Handwerker? Tut mir leid, das mit der Tür …«

Er musterte sie verärgert. »Der Handwerker. Das würde voraussetzen, dass ich bezahlt werde.«

Maris Gesicht war puterrot von den Treppen, den Einkaufstüten und … der Situation. Sie fühlte sich unwohl in ihrer pinken Daunenjacke, die einen Winter lang unbenutzt im Schrank gehangen hatte, nachdem das Kondom die Nase gerümpft und Mari »Himbeerbonbon« genannt hatte. Ihre schulterlangen braunen Haare waren von der trockenen Winterluft statisch aufgeladen und schwebten schwerelos um ihren Kopf herum. Sie musste aussehen wie eine pinke Pusteblume.

»Ich, äh, ich bin Mari Thaler, die Mieterin.«

Der Mann machte keine Anstalten, ihre ausgestreckte Hand zu schütteln oder sich vorzustellen, doch er zog die Tür weiter auf und ging einen Schritt zur Seite.

Sie trat zögernd über die Schwelle. Die Wohnung erschien durch die eiskalte Sonne ein wenig heller als gestern. Dennoch blieb das Licht gedämpft, als läge das Haus im Halbschatten eines Baumes. Die geölten Dielen waren dunkler und glänzten satt. In der Küche lehnte Maris neue Matratze am Kühl-

schrank. Neben der Spüle standen ein roter Wasserkocher und einige andere Sachen, die sie von der Tür aus nicht erkennen konnte.

Der Mann sah Mari ungeduldig an. »Hat Tommy dir nicht gesagt, dass du heute noch nicht hier reinkannst?«

Duzten sich die coolen Leute in Berlin einfach so? Mari beschloss, nicht darauf einzugehen. »Ich wollte nur sehen, ob die Wohnung bei Sonnenschein anders aussieht als gestern.«

Er zog eine Augenbraue hoch. (Mari wusste nicht, wie die Leute das machten. Selbst Stirnrunzeln erforderte zu viel Körperkontrolle.)

»Auf der Suche nach Kratzern in den Fenstern und Rissen in den Wänden?«, fragte der Mann sarkastisch.

Langsam wich Maris Verlegenheit der Verärgerung. »Klar. Ich habe noch keinen Mietvertrag unterschrieben.«

Sie ließ einen betont skeptischen Blick durch den Raum schweifen.

Oh je. Jetzt wurde er richtig sauer. Seine beweglichen Augenbrauen zogen sich bedrohlich zusammen. »Ach so. Dann kann ich ja gehen. Und vielleicht sollte ich Tommys Wasserkocher, Gläser …«

Er drehte sich um und ging gelassen mit seinen nackten Füßen über die Dielen in die fensterlose Küche, wo er das Licht anschaltete. Mari biss sich beim Anblick seiner Fußballerwaden auf die Unterlippe. Es ärgerte sie fast, wie lässig er aussah in seiner hochgekrempelten schmutzigen Jogginghose.

»… Teller, Besteck und – ich glaub's nicht – seinen Lieblingsbecher von der Berlinale besser mitnehmen.«

Mari schluckte. Tom, der weltbeste Vermieter. Der gestern Abend offenbar noch seinen halben Hausstand für sie herangekarrt hatte. Ganz ohne Räder. Und sie machte dumme

Bemerkungen über den Mietvertrag. Außerdem hatte sie den Wohnungsschlüssel missbraucht. Der Mensch in der Küche würde es kaum erwarten können, sie bei Tom zu verpetzen. Sie musste irgendwie verhindern, dass dieser bösartige Mann Tom davon abhalten würde, ihr die Höhle zu vermieten.

Sie schlüpfte aus ihren ausgeleierten Chucks und überquerte den öligen Dielenboden auf Socken. Die Einkaufstüten hingen immer noch wie Hinkelsteine an ihren Handgelenken. In der Küche stellte sie die Tüten auf das Cerankochfeld. Woanders war kein Platz, weil überall Toms Sachen herumstanden.

Der Mann lehnte sich gegenüber an die Spüle und verschränkte die Arme vor der Brust. »Was machst du denn jetzt?«

Mari ignorierte seinen feindseligen Tonfall und begann, ihre Tüten auszupacken. »Ich räume meine Einkäufe ein und werde dann ein Simit mit Nutella essen. Das ist ein türkischer Hefekringel.«

»Ich weiß.« Er zog widerwillig amüsiert die Augenbraue hoch.

»Ich habe vier davon, du kannst gerne einen abhaben.« Mari hoffte, er würde das Friedensangebot annehmen, ohne die weiße Flagge zu bemerken.

Doch er durchschaute sie. Er sah immer noch belustigt aus. »Und du isst die restlichen drei? Mit Nutella?«

Mari starrte ihn an. Er hielt sie für magersüchtig. Sie war nicht magersüchtig, sie war nur … ständig außer Puste. Und das Letzte, was sie gebrauchen konnte, war Spott.

»Ja, ich übergebe mich danach«, entgegnete sie mit heißen Wangen.

Perfekt. Nun würde er denken, dass es tatsächlich so war, nur wegen ihrer roten Wangen. Dabei errötete sie bei der kleinsten Gefühlsregung, selbst wenn sie an der Kasse im Su-

permarkt zu lange brauchte, um ihr Geld herauszukramen. Und jetzt hatte er dieses Bild von ihr im Kopf, wie sie über der Kloschüssel hing.

»Dann gib mir lieber zwei, wäre doch schade drum«, sagte er trocken.

Sehr gerne. Wenn er ihr gleich zwei Hefekringel wegfraß, würde er wohl kaum den Nerv haben, bei Tom über sie herzuziehen, oder?

»Eigentlich habe ich mich schon lange nicht mehr übergeben, ich glaube, das letzte Mal mit fünfzehn, das war im Kino, weil wir vorher verseuchte Pommes gegessen hatten und …«

Was war los mit ihr? Jetzt hatte sie die Kloschüssel durch ein vollgekotztes Kino ersetzt. Eigentlich sollte sie sich über ihn ärgern. Schließlich hatte er eine völlig unangebrachte Bemerkung über ihr Essverhalten gemacht und verlangte nun auch noch mehr Simits, als sie angeboten hatte.

Seine braunen Augen musterten sie belustigt, und Mari wollte nur noch die Klappe halten. »Du darfst trotzdem zwei haben, also obwohl ich sie nicht … Obwohl ich sie verdauen würde.«

Es war heiß hier. Sie zog das Himbeerbonbon aus und warf es auf ihren Schlafsack, den sie schon gestern in der Küche deponiert hatte. Darunter trug sie ihr ausgewaschenes schwarzes *Fame*-Sweatshirt, das so weit ausgeschnitten war, dass ihre linke Schulter und der Träger ihres hellgrauen Unterhemdes hervorschauten.

Sie fing an, mit ihren Einkäufen und Toms Sachen in der Küche herumzuwerkeln, aber der Mann bewegte sich nicht von der Stelle. Er lehnte entspannt an der Spüle und schaute ihr zu. Als sie sich mit einer fast unbewussten Bewegung ihre Pusteblumenhaare zu einem Pferdeschwanz hochband, spürte sie seine Blicke auf ihrem Nacken. Es war wie ein leiser Luft-

zug, der um ihren Hals streichelte. Verärgert bemerkte sie, dass sich die feinen Haare auf ihren Armen aufstellten. *Denk an … Schnurrbartträger, Sumoringer, Anwaltsschnösel, die Wichtigtuer mit ihren hässlichen Krawatten, komplette Abtörner … und kochen auch nur mit Wasser … alles Wasserkocher.*

Mari umklammerte Toms roten Wasserkocher und drehte sich zu dem Mann um. »Lust auf wässrigen Instant-Cappuccino?«

Bevor er antworten konnte, steuerte sie auf ihn zu und schob ihn mit dem Ellenbogen von der Spüle weg. Er wich kaum zurück und starrte sie an, während sie den Wasserhahn aufdrehte. Kein Wunder. Er hatte einen einwandfreien Blick auf ihre kleinen knallroten Ohren.

Er räusperte sich. »Wie alt bist du eigentlich? Dass du fünfzehn warst und ins Kino gekotzt hast, ist nicht so richtig lange her, oder?«

Sie sah auf. Ihre Nasen waren höchstens zwei Handbreit voneinander entfernt, seine etwas höher als ihre. Er machte immer noch keine Anstalten abzurücken. Und er roch nach … nach Sport. Auf eine gute, nein, *sehr* gute Art. Mari versuchte, sich zu konzentrieren. »Du bist total unhöflich. Stell dich wenigstens mal vor, bevor du nach meinem Alter fragst.«

»Mein Name ist Leo Stein, und ich bin sechsunddreißig Jahre alt.« Er streckte ihr mit todernster Miene seine Hand entgegen.

Der Wasserkocher war übergelaufen, und Mari machte ein quiekendes Geräusch, für das sie sich auf die Zunge biss. Sie drehte den Hahn zu und hielt inne, aber nahm seine Hand nicht an. Eine Berührung war jetzt wirklich nicht das Richtige.

»Ich bin einunddreißig. Hättest mich mal besser gesiezt, was?« Oh Gott. Sie klang wie Maggie & Mann.

Er zog seine Hand zurück, und die Augenbraue ging wieder hoch. »Du siehst aus wie eine Sechzehnjährige, die von zuhause ausgerissen ist.«

»Das ist schon das zweite Kompliment in zwei Tagen«, erwiderte Mari achselzuckend. »Tom findet, ich sehe aus wie ein Geist.«

»Stimmt, wie ein sechzehnjähriger Geist aus einem Achtzigerjahre-Musikfilm.« Er zeigte auf ihr *Fame*-Sweatshirt. Was hätte er wohl gesagt, wenn sie ihm mitgeteilt hätte, dass Tom sie »echt schön« fand? Das mit der transparenten halbtoten Art hätte sie ja weglassen können.

»Und du siehst aus wie Räuber Hotzenplotz«, entgegnete sie.

Leo fuhr sich mit der Hand über den Stoppelbart und grinste sie an. Sie standen immer noch nebeneinander vor der Spüle. Sein Gesicht war viel zu nah.

»Heiß hier, hast du die Heizung an?«

Er nickte. »Ich arbeite gern barfuß.«

Mari riss sich von seinem Blick los. »Das sehe ich.«

Er hatte wirklich schöne Füße.

Sie flüchtete zu Toms Mitbringseln, die sich neben dem Herd stapelten. Tom hatte nicht nur seinen Lieblingsbecher von der Berlinale mitgebracht, sondern auch eine riesige Tasse, auf der ein Wappen und die Aufschrift »Harvard Law School« prunkten. Mari musste lachen und zeigte Leo den Aufdruck. »Bestimmt hat er auch noch einen John-Grisham-Roman in meinem Schlafsack versteckt.«

Leo griff sich den Schlafsack und sah nach. Er zog eine Grimasse.

»Nein! Wirklich?«, rief Mari.

»Nicht ganz. Ferdinand von Schirach.«

Mari nahm ihm das Buch aus der Hand. Es war noch ein-

geschweißt, Tom hatte es neu gekauft. Im *Hardcover*. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Eine Juristin als Mieterin. Super Wahl, Tommy«, sagte Leo sarkastisch.

Er biss in einen der beiden Hefekringel, die Mari ihm auf Toms Teller gereicht hatte, und erkundigte sich kauend: »Was bist du denn für eine Juristin?«

»Anwältin.«

Er schluckte seinen Bissen herunter und stellte leichthin fest: »Das heißt, du streitest gerne.«

»Nein, überhaupt nicht. Dann hättest du jetzt keine Simit.«

Mari schaltete den Wasserkocher ein und seufzte leise. Sie wünschte, sie hätte sich vor Beginn ihres Jurastudiums gefragt, ob sie gerne stritt. Ob sie gerne in erster Reihe stand und anderen Leuten Ratschläge erteilte. Sie hätte sich im Alter von achtzehn Jahren einfach fragen sollen: Wenn ich mit Emma in die Drogerie gehe, wer empfiehlt dann wem das Haarshampoo? Das hätte schon gereicht.

Als das Blubbern des Wasserkochers verebbt war, murmelte Leo »Mari« und betonte das lange a in ihrem Namen. »Was ist das für ein Name?«

Mari rollte mit den Augen. »Ein nerviger, weil alle denken, ich heiße Marie. Außer in Japan, da gibt's viele Maris. Mein Vater ist Japanologieprofessor.«

»Mari. Klingt schön.«

Er sah ihr direkt in die Augen. Sie spürte, dass ihre Ohren wieder heiß wurden. Sie hatte nach dem Wasserkocher gegriffen, aber zog ihre Hand zurück. Jetzt bloß nicht mit kochendem Wasser hantieren.

»Ich kann mir keine Namen merken.«

»Leo Stein«, wiederholte er mit fragendem Lächeln und streckte ihr nochmals die Hand entgegen.

»Ich weiß!« Sie ignorierte seine Hand. »Ich habe mal gelesen, dass das evolutionär bedingt ist, dass viele Leute Namen schnell vergessen. Im Tierreich gibt es ja auch keine Namen. Wenn wir jemanden kennenlernen, sind wir erstmal damit beschäftigt, auf das Aussehen, den Geruch, Freund oder Feind und so weiter zu achten. Da ist der Name das Unwichtigste.«

Was *redete* sie da?

Leo stellte seinen Teller hinter sich neben die Spüle. »Aber meinen hast du dir gemerkt.«

»Ja, du hast ihn mir ja auch erst nach einer Ewigkeit verraten.«

»Verstehe. Da konntest du dich vorher lange genug auf mein Aussehen und meinen Geruch konzentrieren.«

Er grinste unverschämt wie der Räuber Hotzenplotz, der gerade Kasperles Großmutter überfallen hatte. Kein Wunder, sie hatte es herausgefordert. Und der blöde Pferdeschwanz exponierte ihre roten Ohren. Und wenn schon. Sie würde ihn nie wiedersehen. Wer war er überhaupt?

»Sag mal, *Leo Stein*, warum bezahlt Tom dich eigentlich nicht?«

»Weil ich dann Ärger mit meiner Schwester bekäme. Tommy ist ihr Freund.«

»Tom hat eine Freundin?«, platzte es aus Mari heraus.

Leo musterte sie.

»Wenn du einen Mietvertrag hättest, wüsstest du das«, sagte er kühl. »Ihr gehört dieses Haus. Tommy ist nur so was wie der Hausverwalter.«

»Das Haus gehört deiner Schwester?« Mari schluckte. »Jetzt komme ich mir vor wie ein Lastwagenfahrer mit Schnurrbart, der die blonde Anhalterin mitnehmen wollte und sich dann mit ihrem stinkenden Freund ins Fahrerhäuschen quetschen muss.«

Hatte sie das laut gesagt? Offensichtlich. Leo lachte laut auf. »Tommy ist die blonde Anhalterin und meine Schwester der stinkende Freund?«

Was *redete* sie da bloß? Als ob sie eine Schwäche für Tom hätte. Ja, hatte sie ja auch, aber nicht so. Und wenn er das seiner Schwester erzählte?

Maris Ohren waren inzwischen nicht mehr das einzige Problem. Ihr ganzes Gesicht glühte. Pumpte ihr Körper nicht das ganze Blut in den Kopf, damit sie besser denken konnte? Hatte nicht funktioniert. Vielleicht lag es daran, dass sich das meiste Blut in ihre Lippen verirrt hatte. Mari biss sich auf die Unterlippe. Sie wandte sich hastig von Leo ab und fing an, haufenweise Instantpulver in ihre Harvardtasse zu löffeln.

Auf einmal spürte sie ihn direkt hinter sich. Er zog leicht an ihrem Pferdeschwanz und sagte leise in ihr Ohr: »Ich sag's keinem.«

Unwillkürlich drehte sie sich zu ihm um und stampfte heftig mit ihrer Ferse auf seinen nackten Fuß.

»Au!« Zum zweiten Mal heute verzog Leo vor Schmerzen das Gesicht. Doch statt zurückzuweichen, stützte er sich reflexartig mit der Hand auf Maris Schulter, die aus ihrem Sweatshirt hervorlugte.

Bei der Berührung seiner warmen Hand hielt Mari die Luft an. Sie starrte ihn reglos an, wie ein (rotglühendes) Reh im Scheinwerferlicht. Er hielt ebenfalls inne und fixierte sie mit seinen dunklen Augen. Kurz bevor sie hätte blinzeln müssen, kurz bevor sie hätte in Ohnmacht fallen müssen, senkte er den Blick und ließ ihn langsam, fast widerstrebend, über ihren Hals und die nackte Schulter gleiten. Er schluckte. Und da war wieder der imaginäre Luftzug.

Als Leo seinen Zeigefinger – so minimal, dass es vielleicht Zufall war – auf ihrer weichen Haut bewegte, spürte sie ein

heftiges Zittern. Die Erde bebte, Leo bebte. (Zitterte *er* vielleicht? Ja klar.) Schamröte, Gänsehaut, Totenstarre, das alles konnte man irgendwie ignorieren. Doch nicht dieses unsägliche Zittern, das tief aus ihrem Inneren zu kommen schien. Sie atmete – viel zu laut – aus.

Er ließ ihre Schulter abrupt los und kratzte sich mit einer frustrierten Bewegung am Hinterkopf. Bevor sie reagieren konnte, war er mit der Flasche Dielenöl ins Schlafzimmer verschwunden. Die Küche war plötzlich sehr groß.

Mari stand noch eine Weile wie angewurzelt an derselben Stelle. Ihre Schulter fühlte sich heiß an. Hatte sie wirklich gezittert? Definitiv. Hatte er es für Angst gehalten? Bestimmt. Er hatte so dicht vor ihr gestanden und sie angefasst. Sie hätte Angst haben *sollen*. Allein mit einem Fremden in einer leeren Wohnung in einer Stadt, in der sie niemanden kannte …

Sie kannte tatsächlich niemanden hier. Was wusste sie über Tom? Dass er Vögel und Feuerwehrleute cool fand. Der Handwerker war kein Handwerker, der Vermieter kein Vermieter. Wer war überhaupt ihre Vermieterin? Sie musste sich zusammenreißen. Mit Leo sprechen.

Sie beeilte sich, ihre Einkäufe zu verstauen und die Küche aufzuräumen. Danach ging sie zögernd ins Schlafzimmer. Leo kniete von ihr abgewandt auf dem Boden und bearbeitete die Dielen mit deutlich zu viel Energie.

Mari räusperte sich. »Wie heißt eigentlich deine Schwester?«

»Alexandra Stein«, antwortete er, ohne aufzusehen.

»Kannst du mir ihre Nummer geben?«

Er drehte sich zu ihr um. »Jetzt mach dir keine Sorgen, ja? Tommy ist ein super Hausverwalter. Er hat bloß manchmal Probleme damit, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren.«

»Ich hätte trotzdem gern ihre Nummer.«

Leo seufzte. »Hast du einen Stift dabei?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich dachte, Anwälte haben immer einen Stift dabei.« Er lächelte schief. »Hast du ein Telefon dabei?«

Mari schüttelte wieder den Kopf. »Das lädt gerade auf.«

»Wie, kein Stift und kein Smartphone? Bist du wirklich Anwältin?«

Sie warf ihm einen giftigen Blick zu. Leo stand vom Boden auf und holte sein Telefon aus der Küche.

»Gib mir deine Nummer, dann schicke ich dir Alexandras. Und schau mich nicht so misstrauisch an!« Er rollte mit den Augen. »Ich lösche sie sofort wieder, wenn du willst.«

Mari ging nicht darauf ein und diktierte ihm ihre Nummer. Er tippte auf seinem Telefon herum. Sie konnte nichts erkennen. Würde er sie in seinen Kontakten abspeichern? Sie riss sich zusammen. Zeit zu gehen.

»Danke, dass du deinen Samstag geopfert hast, und das mit deinem Rücken und … und deinem Fuß tut mir leid.«

Er runzelte die Stirn und schien eine Frage auf den Lippen zu haben. Doch er sagte nichts. Stattdessen streckte er ihr seine warme Hand zum Abschied entgegen.

Als sie in ihr Hotelzimmer zurückkehrte, steuerte sie schnurstracks auf ihr Telefon zu, das neben der Steckdose auf dem Nachttisch lag. Sie hatte eine Nachricht. Und feuchte Hände. Was erwartete sie? Ein Sonett?

Keine Anrede, nur die Nummer von Alexandra Stein.

Aber dann tatsächlich Text. »Ich beiße nicht. L«